

Aber auch, wer aller *Allegorese* – als *Exegese!* – mißtraut (und nur die *Typologie* für wesentlich biblisch hält), wird sich bei vorurteilslosem Nachdenken der Feststellung kaum entziehen können, daß Lukas' heidenchristliche Leser, also auch er, der für solche schrieb, ganz selbstverständlich in jenem älteren Bruder, der dem „Verlorenen Sohn“ das Freudenmahl neidet, „den Juden“ erblicken *mußten*, von dessen gleichartigem Neid Apostelgeschichte und Paulusbriefe voll sind, worauf Augustin ja treffend anspielt. Und wie „typisch“, daß von ihm (V. 30) dem Verlorenen gerade die „Huren“ vorgehalten werden, auf die sich einzulassen den Juden als heidnisches Hauptlaster galt, weil ja dabei immer an kultische Prostitution gedacht wurde! (Vgl. 1 Th. 4,46; Ps. 106,39; Num. 25!) Wenn man dann weiter mit Dausch, Dillersberger, Karrer, Ketter und gar Lagrange OP gelten läßt, daß zum lukanischen Sondergut als ein Wort gültigen Verständnisses für das jüdische Zögern gegenüber dem „neuen Wein“ des Evangeliums jenes hinzu gehört: „Niemand der alten Wein zu trinken pflegt, will neuen; denn er sagt: Der alte ist gut!“ (Lk. 5,39), oder daß gerade Lukas – als einziger Evangelist! – den „Philosemitismus“ des Hauptmanns von Kapernaum als ein Motiv für Jesu hilfreiche Tat ihm gegenüber anführt (Lk. 7,3 ff.), ist dann diesem speziellen Paulus-Schüler Lukas wirklich nicht zuzutrauen, daß das, was der Apostel Röm. 9–11 von der noch immer gegenwärtigen Privilegiiertheit Israels (Präsens in Röm. 9,4 f!) und der Unumstößlichkeit der ihm geltenden Gnadenratschlüsse Gottes sagt (Röm. 11,28 f), nun auch von dem Evangelisten in der Gleichnisrede unbefangen überliefert wird. (Bzw. das, was Paulus den Ephesern sagt, nach: M. Barth, S. 8; 19; 24 f.; 33 f.; 40 ff.!) Kommt in ihr doch nur die Gewißheit Jesu Christi selbst zum bildhaften Ausdruck, daß auch jene „Gerechten“, welche sein Wirken an den Sündern zunächst nicht zu verstehen vermochten, zuletzt am Freudenmahl mit den Geretteten teilnehmen werden, wenn er wiederkehrt, um alle ins Vaterhaus heimzuholen (Mt. 23,39).

„Darum enthält dieses Evangelium wirklich als Weissagung auch die endgültige Wiederkehr Israels am Ende der Zeiten hinein in den Schoß der göttlichen Erbarmung, wie es die Heimkehr des verlorenen Heidensohnes darstellte“, schreibt treffend Dillersberger (Lukas V. Salzburg 1941, S. 83). Und ganz besonders beweiskräftig für das Gewicht des Väterzeugnisses im Sinne dieser Auslegung erscheint es uns nun, daß sogar Ambrosius trotz seiner so schroff antijudaistischen Interpretation des Vorangehenden den Schluß des Gleichnisses auch nicht wesentlich anders verstehen kann als Augustin, so daß die letzten Sätze seiner Auslegung lauten:

„Von draußen nämlich vernimmt Israel Musik und Reigen, und es zürnt, daß hier der Menge Danksagung laut wird und der einmütige Jubel des Volkes. Aber der gütige Vater beehrte, auch diesen zu retten: ‚Du bist immerdar bei mir gewesen, sei's als Jude in der Ordnung des Gesetzes, sei's als Gerechter (aus den Völkern) in (ununterbrochener) Gemeinschaft‘ (uel quasi Judaeus in lege uel quasi iustus in communione, aufgefaßt im Sinne der von Paulus Röm. 2,14 f. erwähnten „gerechten Heiden“); „und wenn du nun doch noch aufhörst, neidisch zu sein, dann ist auch alles, was mein ist, dein; sei's, sofern du als Jude (schon) die Sakramente des Alten Bundes, sei's sofern du als Getaufte auch die des Neuen zu eigen hast“.

Soweit die Väter-Auslegung des „älteren Bruders“, welche uns bei Augustin die wesentliche Aussage des Evangeliums in dieser Hinsicht voll – und unüberholbar – verstanden zu haben scheint. Unsre dritte Frage nun, nach dem, was daraus folgt, bitten wir in Form eines das Gleichnis weiterführenden „Midrasch“ beantworten zu dürfen, welcher erstmals anläßlich des 75. Deutschen Katholikentags 1952 in der Berliner Corpus Christi-Kirche den Teilnehmern an der damaligen Arbeitsgemeinschaft 9 vorgetragen wurde, die unter der Frage stand: „Wo ist dein Bruder?“

III.

Auf des Vaters inständige Einladung zum Freudenmahl für den heimgekehrten verlorenen Bruder gab der ältere Sohn keine Antwort, sondern er ging hin und vermauerte die Tür zwischen den ihm vom Vater zugewiesenen Wohnräumen und den übrigen des Gehöfts, zäunte seinen Teil der Felder ab und mied inskünftig das gesamte übrige Gelände. Beide Brüder heirateten und hausten nebeneinander; aber die Fremdheit zwischen ihnen wurde immer mehr zu gehässiger Feindschaft. Und da die Sippe des einst Verlorenen weit stärker anwuchs als die des Älteren, zog sich diese stets scheuer zurück; jene aber vergaß allmählich das Verwandtschaftsverhältnis und kannte zuletzt nur noch Verachtung für die andern, die sie mit dem Stammvater völlig verfeindet wähnte. – So kam es, daß eines Tages der jüngste Sohn des Verlorengewesenen einen der kleinen Vettern, von denen er so viel Böses gehört, in einem blinden Wutanfall erschlug – wie einst Kain den Abel.

Der greise Vater erhob sich bei dieser Nachricht, trat in die Tür des Hauses und rief mit lauter Stimme: *Wo ist dein Bruder?* – Da ging ein Schauer durch die Sippe des einst Verlorenen; sie kehrte um, begann durch Liebe um die Liebe ihrer getrennten Brüder zu werben; und am Ende der Tage versöhnte sich die ganze Familie und vereinte sich zu dem vollkommenen Freudenmahl, welches kein Ende nimmt in alle Ewigkeit. Amen.

6. Jünger und Pharisäer

4. Trikonfessionelles Gespräch in der Evangelischen Akademie Berlin vom 26. bis 28. Februar 1960

Der „Herder-Korrespondenz“ (XIV/8. Mai 1960, S. 338 f.) entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung den folgenden Beitrag:

Schon das vierte trikonfessionelle Gespräch ist nun von der Evangelischen Akademie Berlin gemeinsam mit dem dortigen Katholischen Bildungswerk, dieses Mal mit dem Thema „Jünger und Pharisäer“, veranstaltet worden (26.–28. Februar 1960; vgl. zuletzt Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 463) [vgl. auch Freiburger Rundbrief XII/45–48 S. 13f]. Die bisherige Höchstzahl von 64 Teilnehmern – mehr dürften es nicht werden, wenn der echte persönliche Austausch erhalten bleiben soll – ergab sich vor allem aus der Anwesenheit zahlreicher katechetisch tätiger oder Theologie studierender Gesprächspartner, dank deren Gegenwart auch anspruchsvollere Referate nicht so „über die Köpfe hinweg“

gingen wie manchmal früher – und natürlich auch auf mehr Breitenwirkung des Erarbeiteten zu hoffen ist.

Zwei Referate galten den „historischen Pharisäern“ (d. h. nicht dem Idealtypus des „Pharisäers“). Dr. Hermann Levin Goldschmidt vom Jüdischen Lehrhaus Zürich betonte einleitend, es gelte nicht etwa nur, jenen einstigen Pharisäern, sondern – gerade auch vom Neuen Testament aus – in ihrer Gestalt dem Judentum besser als bisher gerecht zu werden. Ihre große geschichtliche Leistung innerhalb desselben sei der Brückenschlag vom jüdischen Altertum zum jüdischen Mittelalter. Sie lasse sich in fünf Aspekte aufgliedern:

1. An die Stelle von Tempel und Tieropfer haben sie den Gebetsgottesdienst der Synagoge und die moraltheologische Begriffsklärung im Lehrhaus treten lassen;

2. an die Stelle der „Boden-“ die „Bibelständigkeit“ des Volkes (nach R. Zipkes);
3. an die des kastenmäßig ausgesonderten levitischen Priestertums das allgemeine grundsätzlich aller Männer;
4. beginnt das Märtyrertum als „Sieg durch den Tod“ mit den makabäischen Märtyrern, deren Blut zum Samen des Pharisäerordens – und dessengleichen von seinen Angehörigen immer wieder verströmt – wurde;
5. haben die Pharisäer das Prinzip der „mündlichen Überlieferung“ als Auslegungsnorm für das schriftlich festgelegte Gotteswort, gegen dessen starre Buchstaben-Diktatur bei den konservativen Sadduzäern, durchgesetzt.

Das zweite Referat des Talmud-Forschers Dr. Gerhard Lisowski galt dem Pharisäertum zur Zeit des Neuen Testaments und betonte vor allem sehr stark, daß die damaligen Rabbiner als „Juristen“ auf jede ihnen vorgelegte Frage eine praktikable begründete Entscheidung finden mußten; in sich selbst war ihr Normen-System völlig geschlossen und prinzipiell trotz großer Elastizität widerspruchsfrei; und wenn Jesus ihnen gegenüber etwa in der Scheidungsfrage auf das zurückgriff, was „im Anfang“ galt (Matth. 19, 9), so hatte er schon damit den gemeinsamen Diskussionsboden verlassen und letzten Endes göttliche Autorität eigenen Rechts beansprucht.

Pharisäertum als katholische Lebensform

Daß hier und nur hier „Christus und die Pharisäer“ in

unüberbrückbarem Gegensatz zueinander standen, betonte – im Anschluß an das so betitelte neue Werk von Wolfgang Beilner (Wien 1959) – der katholische Hauptreferent der Tagung Dr. Willehad Eckert OP von der Albertus-Magnus-Akademie, welcher zugleich klar herausarbeitete, daß „das Positive am Pharisäertum in der katholischen Kirche fortlebt“, daß wir uns zu ihrem Eifer der Gesetzeserfüllung – unbeschadet unsrer in Christus naturgemäß verschiedenen Auslegung – auch unsererseits freudig bekennen.

Dagegen sah der evangelische, stark von Bultmann bestimmte Hauptreferent Dr. Günter Klein von der Universität Bonn auf Grund seiner Auslegung von Röm. 7 im Pharisäer nur die „Chiffre unserer eignen Vergangenheit“, soweit sie bloße Aufrichtung eigener Gerechtigkeit, durch im Glauben neu geschenkte überwunden ist, und den historischen Vertreter bloß „formalen Gehorsams“ gegenüber dem „verstehenden“, den Jesus – unter radikaler Entzauberung der Welt – verkündet habe.

Aber: „Dies sollte man tun und jenes nicht lassen“ (Matth. 23,23 b), so unterstrich – wiederum an Beilner anschließend – Prof. Dr. Karl Thieme, Germersheim (Universität Mainz) in seiner biblischen Betrachtung über Matth. 23,13–33 die unüberhörbare Mitte in des wirklichen Jesus siebenfachen Wehe – das wir als warnendes Wehe über „uns Theologen und Fromme“ hören sollten, wenn wir Jesu Christi Jünger sein wollen und nicht Pharisäer – gegenüber den Pharisäern.

7. Zionismus

Mit der freundlichen Erlaubnis des Herder-Verlages bringen wir im Folgenden als Vorabdruck aus dem 1962 erscheinenden Band 8 des STAATSL-LEXIKON, das dort von der Görres-Gesellschaft herausgegeben wird, den Artikel „Zionismus“.

I. Begriff und Etappen der zionistischen Bewegung. – II. Vorgeschichte. – III. Von „Basel“ bis zu Balfour (1897–1917). – IV. Von der „nationalen Heimstätte“ zum eigenen Land (1917–1947). – V. Bleibende Funktion und Würdigung.

I. Begriff und Etappen der zionistischen Bewegung

Z. (vom Berge Zion bzw. Sion) heißt jene weltgeschichtlich einzigartige, von bitterer seelischer und oft auch leiblicher Not angetriebene, Bewegung, in deren Verfolg zuletzt die fast zwei Jahrtausende hindurch ohne staatliches Zentrum zerstreut gewesenen Juden seit 1897 wieder als Nation politisch handlungsfähig zu werden begannen, 1917 (durch Balfour), bzw. 1922 (durch Mandat des Völkerbundes) eine „nationale Heimstätte“ und 1947 (durch die UN) ein eignes Territorium verbürgt erhielten, daher 1948 den Staat Israel im den Ervätern verheißenen, d. h. „Gelobten Lande“ (Gn 12,7; 28,13) begründeten und ihn seither politisch und ökonomisch erhalten konnten. Gewissermaßen „federführend“ war bei der Schöpfung und etappenweisen Durchsetzung dieses politischen Z. immer wieder jene Not: der von den „Wirtsvölkern“ zurückgestoßen und beleidigten Assimilationswilligen, der Verfolgten und Vertriebenen russischer Pogrome (seit den 80er Jahren) und Hitlerscher Ausrottungspolitik; nur das harte Muß hat Konzeption und Verwirklichung eines „Judenstaates“ erzwingen können. Daß aber gerade im Heiligen Lande dieser Staat entstand, seine Sprache die erneuerte der Bibel wurde, erklärt sich nur durch ein Festhalten an der Verheißung bei denen, die sie hörten, welches fragen läßt, wie weit darin auch die Treue des Verheißenden offenbar wird und noch werden wird.

II. Vorgeschichte

Seit David die damals noch nicht-israelitische Enklave Jerusalem zwischen seinem angestammten Königreich Juda und

dem ihm später zugefallenen (Nord-)Israel eroberte, zur Hauptstadt des Reiches machte und durch Einholung der Bundeslade zu dessen religiösem Zentrum, „blieb der Berg Zion, der die Kultstätte von Jerusalem trug, der heiligste Ort des Volkes Israel“ (Ehrlich) und die Sehnsucht nach ihm unwegdenkbares Moment jüdischer Verbanntenfrömmigkeit (Ps 137; 14. Benediktion des Sch'mone Esre; „nächstes Jahr in Jerusalem!“). Heimkehr Einzelner und Versuche größerer Gruppen reißen nicht ab. Doch erst Moses Heß (1812–1875), der zeitweilige „Kommunistenrabbi“ und Marx-Freund, faßt – gereift – in „Rom und Jerusalem. Die letzte Nationalitätenfrage“ (1862) als spezifisch politische (wie die damalige „römische“) auch die des jüdischen Volkes, aus dem es keine Flucht durch Assimilation geben könne und dürfe: „Jeder Jude, selbst der getaufte, haftet solidarisch für die Wiedergeburt Israels.“ Weniger tief prophetisch durchglüht, rein national von der in Rußland wieder riesengroß gewordenen Juden-Not genötigt, forderte Leo Pinsker (1821–1891): „Autoemanzipation“ (1882); nur notgedrungen tat er sich mit den traditionell ausgerichteten *Chowewe Zion* (Zion Liebende) zusammen, die seit den 80er Jahren eine sozial-ökonomisch noch äußerst fragwürdige, politisch im luftleeren Raum hängende Palästina-Siedlung begannen, die „1. Alija“ (Hinaufziehen); ab 1905 „2.A.“; ab 1919 3.; ab 1924 4.; ab 1929 5.; ab 1939 „Alja B“: „illegale Einwanderung“.

III. Von „Basel“ bis zu Balfour (1897–1917)

1897 wurden diese und andre ähnliche Strömungen in Basel auf dem 1. Zionistenkongreß zu politisch handlungsfähiger Einheit zusammengefaßt von Theodor Herzl (1860–1904). Ursprünglich entschiedener Assimilant – bis hin zur Erwägung gemeinsamen Taufempfangs aller Wiener Juden im Stefansdom als Radikalkur – war er 1891–95 als Pariser Korrespondent der „Neuen Freien Presse“, durch den Judenhaß, den der Fall Dreyfus (ab 1894) entfesselt hatte, so erschüttert worden, daß er als einzige Rettung den autonomen „Judenstaat“ (1896) proklamiert. Bei dessen Platzwahl ist der damals noch Traditions-Indifferente „weder gegen Palästina